Gewaltiger Auftakt

Mahler-Symphonie in der Isarphilharmonie

München - Fast 130 Jahre ist Mahlers Auferstehungssymphonie alt. Doch noch während man fürs Verlassen des Saals ansteht (das dauert in der Isarphilharmonie), kommen erneut die Gespräche in Gang, wie man diese Symphonie, diese Kollage aus Tondichtung, Ländler, Orchesterlied und Chormusik, dieses riesenhafte Gebilde einschätzen soll.

KURZKRITIK

Klar ist: Damit die Spielzeit zu eröffnen, ist ein Statement, denn mehr können die Münchner Philharmoniker und der Philharmonische Chor nicht auffahren. Mehr an Sängerinnen, Musikern, Kontrabässen, Pauken und Glocken hätte gar nicht Platz. Da ist das Fernorchester noch nicht eingerechnet. Dazu als Solistinnen Talise Trevigne (Sopran) und Okka von der Damerau (Mezzo). Dirigiert von Mirga Gražinytė-Tyla. Was für eine Zusammenkunft.

Hinreißend ist eigentlich kein passendes Wort, um die gewaltige „Todtenfeier" des ersten Satzes zu umschreiben. Aber auch ein solches Monumentalgemälde malert man ja nicht mit der breiten Farbrolle. Es besteht aus einer Fülle an Einzelereignissen. Und mit welcher Liebe zum Detail diese in dieser Saisoneröffnungsinterpretation ausgearbeitet sind, das ist wirklich hinreißend.

Jeder Bläsereinsatz und Bläseransatz sitzt, jede Gewichtung der Stimmen ist austariert. Die plötzliche Herzigkeit des zweiten Satzes hat ideale Anmut. In der „ruhig fließenden Bewegung" des dritten Satzes ist die Unruhe der verzwirbelten Linien spürbar. Okka von der Damerau singt das „Urlicht" im schwarzen Gewand von der Chorempore herab wie eine Priesterin von der Kanzel, und beim ins Nichts gehauchten Choreinsatz im halbstündigen Finalsatz bleibt die Zeit stehen. Beglückendes Musikhandwerk – das Gražinytė-Tyla einfach fabelhaft lenkt. Sie steht vor der Brandung und kartiert und teilt das Meer. Am Ende könnte man die Spannung der Stille noch eine theatralische Ewigkeit halten. Man kann aber auch den Stab, mit dem man's vollbracht, diskret beiseitelegen, als sei nichts Bemerkenswertes geschehen. **Andreas Pernpeintner**

Mirga Gražinytė-Tyla dirigierte in der Isarphilharmonie Gustav Mahlers „Auferstehungssymphonie". FOTO: CO MFRZ

Kontrastmittel

Saisonstart bei Münchner Philharmonikern

VON TOBIAS HELL

Der erste Eindruck ist bekanntlich immer der wichtigste. Doch wenn das erste Konzert nach der Sommerpause tatsächlich ein Indikator gewesen sein sollte, darf man der neuen Saison der Münchner Philharmoniker durchaus gespannt entgegenblicken. Für Gustav Mahlers zweite Symphonie wurde in der Isarphilharmonie wirklich alles aufgeboten, was auf dem Podium und den Sitzreihen darüber an Stimmen und Instrumenten Platz findet. Ein wahrhaft monumentales Werk, gekrönt von einer machtvollen Apotheose, nach der im Saal erst einmal ein kollektives Ausatmen zu vernehmen war, ehe sich die Begeisterung des Publikums entladen durfte.

Applaus vor allem für den von Andreas Herrmann einstudierten Philharmonischen Chor, der sich vor dem großen Crescendo zunächst sehr behutsam ins Geschehen gemischt hatte und gerade im Zusammenspiel mit den Gesangssolistinnen immer wieder sehr nuanciert am Werk war. Ganz im Sinne von Dirigentin Mirga Gražinytė-Tyla. Sie näherte sich der „Auferstehungssymphonie" mit einer effektvollen Kontrastdramaturgie. Scharf akzentuiert und hin und wieder auch mal auf Krawall gebürstet. Was vor allem den stramm durchexerzierten Kopfsatz prägte, ohne dabei den von Mahler geforderten „ernsten, feierlichen Ausdruck" ganz aufzugeben.

Weitgehend bereinigt von spirituellen Konnotationen schien ebenfalls das mit einer Prise Wiener Schmäh servierte Andante, ehe der dritte Satz wieder mehr Raum für Assoziationen bot. Etwa mit den doppelbödigen Klezmer-Anflügen des dritten Satzes, in dem vor allem die Holzbläser ihre Qualitäten zeigten. Eine Antwort hierauf blieben aber auch die Kollegen aus der Blechfraktion nicht lange schuldig.

Getragen von sanften Streicherklängen führten sie im „Urlicht" ein tiefgründiges Zwiegespräch mit Okka von der Damerau, deren balsamisch-weich strömender Mezzo sich im Finalsatz homogen mit dem dunkel grundierten Sopran ihrer Kollegin Talise Trevigne mischte. Wobei beide Sängerinnen den langen Atem für die hier immer breiter werdenden Tempi der Dirigentin mitbrachten.

Die Dirigentin Mirga Grazinyte-Tyla. Foto: Ben Ealovega

Wahre Klangwunder

Die Dirigentin Mirga Gražinyte-Tyla eröffnet mit Mahlers „Auferstehungs"-Symphonie die Saison der Philharmoniker

Wer Konvention und Gewohnheit einmal kurz ausblendet, wird folgenden Anblick als etwas letztlich doch äußerst Wundersames erkennen: wie da eine junge, zierliche Frau, eher unscheinbar dunkel gekleidet, im Fokus eines einschüchternden Apparats mit Solistinnen, Chor und großem Orchester steht und diesen allein in den Händen hält. Mirga Gražinyte-Tyla pflegt ein betont schmuckloses Auftreten, es geht der Dirigentin, die ihr Handwerk von der Pike auf gelernt hat, nur um die Sache. Manchmal hat man den Eindruck, sie würde ihre Persönlichkeit gerne noch mehr zurücknehmen, zugunsten der Kolleginnen und Kollegen an den Instrumenten.

In der abendfüllenden Symphonie Nr. 2 c-moll von Gustav Mahler „Auferstehung" verlangt aber die schiere Menge von Mitwirkenden allein belastbare Führungsqualitäten. Deshalb ist Mirga Gražynite-Tyla Schlag hier eckiger, auch zackiger als sonst.

Bis auf wenige Momente, in denen weit entfernt voneinander sitzende Holzbläser und Streicher minimal auseinanderlaufen, ziehen die Münchner Philharmoniker an einem Strang und lassen schon kurz nach der Sommerpause wahre Klangwunder hören. Die Soloposaune etwa deklamiert mit einem derart butterweichen Lippen-Ansatz, dass man nur hoffen kann, der Kollege habe im Urlaub auch noch Erholsameres getan als zu üben und am Ton zu feilen.

Glücklich ist der Einfall, das „Urlicht"-Lied von hinter der Bühne der Isarphilharmonie postierten Bläsern begleiten zu lassen, weil der opulente wie klar konturierte Mezzosopran von Okka von der Damerau auf diese Weise nicht in den instrumentalen Mischfarben aufgeht, sondern sich ihre Diktion von der Chorempore herab in allen ihren Feinheiten mitteilen kann.

Das Schlusstableau singt der Philharmonische Chor München mit konkurrenzlos ruhiger Innigkeit und überwältigend strahlenden Tenören (Einstudierung: Andreas Herrmann). Es ist einfach schön, wie der warme Sopran von Talise Trevigne aus der Menge erwächst und sich ohne jede Anstrengung über diese aufschwingen kann.

Es ist also schon einer eigenen Nachricht wert, dass eine so souveräne Aufführung der „Auferstehungs"-Symphonie auch dann möglich ist, wenn eine Dirigentin sich denkbar uneitel aus dem Fokus der Aufmerksamkeit heraushält. Ob Mirga Grazinyte-Tyla damit nicht der weltumarmenden Emphase Gustav Mahlers widerspricht oder ob sie diese damit vielleicht sogar erst vollends realisiert – das bleibt Stoff für weitere, grundsätzlichere Diskussionen.

Michael Bastian Weiß

PRESSESPIEGEL

10. September 2023

Bachtrack.com

Klangtransparenz und analytisches Feingefühl: Mahlers Zweite mit Gražinytė-Tyla in München

Von Michael Vieth

Darauf sind die Münchner Philharmoniker mit Recht stolz: im Oktober 1900 leitete Gustav Mahler die damals noch unter dem Namen Kaim-Orchester spielenden Musiker bei der Münchner Erstaufführung seiner Zweiten Symphonie. Nachdem Kritiker das Werk 1895 bei seiner Berliner Uraufführung noch als „Lärm“ oder „Unfug“ bezeichnet hatten, wurde die Münchner Premiere vom Publikum einhellig gefeiert. Mahler, bis dahin nur als künstlerischer Leiter an Opernhäusern anerkannt, gelang damit auch sein Durchbruch als Komponist.

Für den Philharmonischen Chor München, bereits 1895 von Franz Kaim gegründet, gehört Mahlers Zweite ebenso zum Kernrepertoire. Chordirektor Andreas Herrmann hatte die gut 90 Sängerinnen und Sänger bestens vorbereitet; die Platzierung auf dem Balkon der Isarphilharmonie, hinter dem Orchester, zeigte ein weiteres Mal optimale Transparenz des imposanten Konzertsaals, die den Klangwelten von Chor und Orchester Trennschärfe gestattete, ohne die notwendige Verschmelzung zur emotionalen Dichte des interpretatorischen Ausdrucks zu behindern.

Diese Zweite nun im Zusammenwirken mit der zurzeit weltweit umworbenen litauischen Dirigentin Mirga Gražinytė-Tyla, schon im Dezember 2022 als Einspringerin beim Debütkonzert mit dem Orchester bejubelt, zur großformatigen Eröffnung der neuen Saison in der Isarphilharmonie aufs Programm zu stellen, spornte hörbar und offensichtlich alle Beteiligten zu Höchstleistungen an. Gražinytė-Tyla war bereits bis 2021 Musikdirektorin des City of Birmingham Symphony Orchestra, in der Nachfolge von Sir Simon Rattle und Andris Nelsons; in München hatte sie inzwischen hochgelobte Gastspiele an der Staatsoper und beim BR-Symphonieorchester.

Gustav Mahler knüpfte nicht nur an Beethovens Neunte, sondern auch an seine eigene Erste an: Deren jugendlich-ungestümen „Titan”-Helden trägt er in der ersten Abteilung, die er ursprünglich noch als „Todtenfeier” bezeichnet hatte, sozusagen zu Grabe, reflektiert ein ganzes Leben zwischen Lieben und Leiden. In markant kraftvollem Anlauf ließ Gražinytė-Tyla Celli und Kontrabässe das erste, heroische Thema herausschleudern, entwickelte den zweiten Themenkomplex wie eine ruhevolle Morgenstimmung, die in träumerisch-süßen Weisen der Klarinette mündete oder im Tau-tropfenden Pizzicato der Streicher, das die verklärte Melodie des Englischhorns einbettete. Dabei war Gražinytė-Tylas Zeichengebung sehr expressiv, in der Gewalt von Katastrophen mit weiten, oft explosiven Schwüngen von Armen und Oberkörper klar konturiert, die doch in der grazilen Person der Dirigentin scheinbar fest verwurzelt wirkten in der Mitte ihres Podests.

In jäh umschlagender Stimmung folgte das Andante moderato als friedliches Naturidyll, lebte von immenser Streicherkultur der Philharmoniker, die mit den Harfen in Schubertscher Innigkeit traumverlorener Kantilenen beeindruckten. In ruhig fließender Bewegung schloss sich der Scherzo-artige dritte Satz an, dessen Kontraste aus den Naturlauten von Antonius’ Fischpredigt und wie im Zerrspiegel grotesker Parodien

PRESSESPIEGEL

10. September 2023

Bachtrack.com

böhmischer Tanzweisen von der Dirigentin ebenso spöttisch wie ziselierend gestaltet wurden.
Sehr zart und textdeutlich gestaltete Okka von der Damerau das Urlicht, das fragend kindlich-gläubiges Sehnen ausdrückte, vom Tod wegführte „bis in das ewig selig Leben“. Blechbläser waren, wie vom Komponisten gefordert, im umlaufenden Hinterraum des Podiums platziert, ihr sphärischer Klang durch die seitlichen Türspalten geheimnisvoll hinzugemischt, wodurch der innige Charakter der Musik erst recht faszinierte.

Im Finalsatz erweitert Mahler dies mit Klopstocks Auferstehungs-Ode und eigenen Versen zu einer der erschütterndsten Antworten der Musikgeschichte. Tod und Verklärung, Aufblühen und Entschweben: gewaltige dynamische Abstufungen zwischen seidig sonorem Fernorchester, prallem Riesenorchester mit Orgel und Glockenklang, drängend mahnenden Einwürfen der beiden hervorragenden Solistinnen Talise Lavigne und Okka von der Damerau. Und dann ein mystisch murmelnder Choreinsatz, der sich wie auf Flügeln über das Orchester so bezwingend aufschwang, wenn im kurzen Fugato die einsetzenden Stimmgruppen auch von ihren Plätzen aufstanden, wo „heißes Liebesstreben“ kein Halten mehr kannte und doch im dreifachen Forte klangprächtig blieb. Mirga Gražinytė-Tyla gelang ein geniales Aushorchen der Grenzen, hinter denen Mahler weiterkomponiert, konnte bis in komplexeste Verflechtungen hinein Details hörbar machen und mit minutiöser Umsetzung von Mahlers Anweisungen bezüglich des Raumklangs die Chor-Apotheose in der Entwicklung vom geflüstert vibrierenden Beginn bis zur vulkanisch eruptiven Glaubenszuversicht der letzten Partiturseiten zum überzeugenden Erfolg führen.

PRESSESPIEGEL

13. September 2023

Neue Züricher Zeitung

MÜNCHNER PHILHARMONIKER

Der steinige Weg zur besseren Welt

Eine Störaktion von Klimaaktivisten erinnert das Lucerne Festival an seinen Vorsatz: Das Motto «Paradies» sollte mehr bieten als schöne Illusionen

CHRISTIAN WILDHAGEN, LUZERN

Wer ernsthaft geglaubt hatte, ein Musikfestival könne mit einigem künstlerischem Aufwand wenigstens für vier Wochen die Vision einer besseren Welt verwirklichen, wurde am Freitagabend unsanft in die Realität zurückgeholt. Mit einer Protestaktion sorgten zwei Klimaaktivisten in Luzern dafür, dass es im musikalischen Garten Eden noch einmal ungemütlich wurde.

Sie brachten die eingespielten Abläufe durcheinander und sorgten für eine scharfe Dissonanz, die in Erinnerung bleiben wird, weil sie die gesamte Schlussphase des am Sonntag zu Ende gegangenen Lucerne Festival überschattete. Doch strenggenommen war dies bloss eine finale Pointe, die bei dem «Paradies»-Motto dieser Saison von Anfang an mitgedacht war.

Eskalation verhindert

Der Ablauf der Aktion folgte dem bekannten Muster: Zwei Sympathisanten der Gruppe Renovate Switzerland okkupierten die Bühne im KKL und klebten sich an den Sockel des Dirigentenpults, auf dem Vladimir Jurowski gerade das Bayerische Staatsorchester in Anton Bruckners 4. Sinfonie dirigierte. Kaum überraschend waren auch die Warnungen vor einem «Klimanotstand» oder die Forderungen nach einem Umdenken in Politik und Gesellschaft – überraschend war das Verhalten des Dirigenten.

Jurowski behielt nämlich in diesem angespannten Moment die Nerven und zog mit der Autorität des erfahrenen Orchesterleiters die Kontrolle der Situation an sich. Er dürfte damit eine weitere Eskalation verhindert haben, denn im Publikum machte sich nicht nur verständlicher Unmut angesichts der Störung breit, sondern teilweise auch lautstark herausgebrüllter Hass. Einige verliessen den Saal. Jurowski hingegen verständigte sich geistesgegenwärtig mit den Aktivisten: Sie könnten eine Minute reden, anschliessend sollte das Konzert ungestört zu Ende gespielt werden. Weil auch dieser Kompromiss nicht allen gefiel, legte Jurowski mit der Drohung nach, er werde von der Bühne gehen, also das Konzert abbrechen, wenn man die beiden nicht ausreden lasse.

Dies war der heikelste und sicher diskussionswürdigste Augenblick in dieser Ausnahmesituation. Doch Jurowskis vehementes Eintreten für ein Rederecht führte immerhin zur entscheidenden Wende: Die kurzzeitig wankende Ordnung im Saal blieb gewahrt, das Konzert wurde regulär und mit grossem Jubel beendet. Das Lucerne Festival äusserte anderntags denn auch grundsätzlich Verständnis für das Anliegen der Protestierenden. Es verurteilte jedoch das konkrete Vorgehen der Aktivisten – und das völlig zu Recht. Denn glasklar lag hier einmal mehr der zentrale Denkfehler hinter solchen Störaktionen vor Augen: Wie will man jemanden für eine Sache gewinnen, wenn man, bildlich gesprochen, zuerst dessen Garten zertrampelt und die Haustür eintritt, anstatt einfach freundlich zu läuten?

Der dürre Applaus, der schliesslich den Auszug der Aktivisten aus dem Saal begleitete, vermittelte jedenfalls nicht den Eindruck, das dergestalt bevormundete Publikum habe sich überhaupt auf irgendwelche Inhalte einlassen wollen. Der stattdessen erzeugte Verdruss, ja Überdruss am Thema der Aktivisten könnte sogar kontraproduktiv wirken.

Hier lag nun freilich die Pointe dieses dissonanten Finales. Hatten die Verantwortlichen doch im Vorfeld klargestellt, dass es unter dem Festivalmotto «Paradies» gerade nicht um die Vorspiegelung einer schönen, heilen Welt gehen sollte. Vielmehr, so betonte dessen Intendant Michael Haefliger unter anderem im Gespräch mit dieser Zeitung, sei die Zerstörung der Natur und damit jedes denkbaren irdischen Paradieszustandes essenzieller Teil des Leitthemas in diesem Sommer. Ob er damit stärker als die beiden Aktivisten zum Publikum vordrang? Ob das Programm gar eine Schärfung des Bewusstseins für die ökologischen Probleme unserer Zeit bewirkte? Wer weiss.

Hören auf zweierlei Art

Allerdings konnte man gerade während der vierten und letzten Woche auffällig viele Konzerte auf zweierlei Art hören: einerseits als rein ästhetischen Genuss; andererseits, eben mit kritisch geschärftem Ohr, als Auseinandersetzung mit der Gefährdung von Natur und Umwelt. Exemplarisch gelang dieser Spagat in der Aufführung von Joseph Haydns spätem Oratorium «Die Jahreszeiten». Giovanni Antonini schien es mit seinem Originalklang-Ensemble Il Giardino Armonico regelrecht darauf anzulegen, dem als biedermeierlich verschrienen Schwesterwerk der «Schöpfung» alle falsche Harmonie auszutreiben.

Wie er hier namentlich den «Sommer», den zweiten der vier Teile, mit seiner schwülen Hitze lasten und jedwedes Leben zum Erliegen bringen liess, wirkte alles andere als behaglich – es machte fröstelt. Die Ausgelassenheit des «Herbst»-Teils klang danach wie ein Tanz auf dem Vulkan, und die freimaurerisch getönte Schlussvision von «ew'gem Frühling» und «grenzenloser Seligkeit» bekam den Charakter einer trotzigen Utopie. Wer hätte gedacht, dass Haydns heitere Musik so doppelbödig klingen kann!

Im zweiten Gastkonzert der Wiener Philharmoniker standen orchestraler Hochgenuss und kritische Reflexion unmittelbar nebeneinander. Der Tscheche Jakub Hrůša machte aus Smetanas populärer Tondichtung «Die Moldau» ein prächtig strahlendes Naturpanorama, dessen einzelne Episoden so bildhaft vorüberzogen wie ein Film. Die zauberhafte Waldidylle in der Suite aus Leoš Janáčeks Oper «Das schlaue Füchslein» tönte dagegen von Anfang an fragil – die titelgebende Füchsin wird den Kontakt mit den Menschen nicht überleben.

Und als hätte man sich abgesprochen, legte auch Christian Thielemann zwei Tage später mit der Staatskapelle Dresden bei der «Alpensinfonie» von Richard Strauss den Akzent nie vordergründig auf die brillanten Naturschilderungen, sondern aufs Philosophische: «Der Mensch im Angesicht der übermächtigen Natur» schien das Stück bei ihm zu heissen.

Expedition ins Jenseits

Bleibt also in Anbetracht einer derart zweischneidig gewordenen Naturerfahrung doch nur die Flucht in die Paradies-Verheissung des Glaubens? Mit Gustav Mahlers Zweiter, der «Auferstehungssinfonie», steht diese Vision tatsächlich ganz am Ende des Festivalreigens. Aber Mirga Gražinytė-Tyla und die Münchner Philharmoniker machen es sich und den Hörern auch hier nicht einfach: Der kurze Moment der Erfüllung im Chorfinale ist schwer errungen.

Mit selten so gehörter Stringenz und Gradlinigkeit begibt sich die litauische Dirigentin, die zu den herausragenden Begabungen aus der nachkommenden Künstlergeneration gehört, in die tiefen Täler und auf die ekstatischen Höhenflüge dieser sinfonischen Jenseitsexpedition. Stellenweise ist die Apokalypse da durchaus näher als der Himmel, so entfesselt, fast fatalistisch lässt Gražinytė-Tyla das Orchester toben. Mit beeindruckendem Weitblick verliert sie dennoch nie das Fernziel aus den Augen. Die Musik weiss, wo das Paradies ist – bloss der Weg dahin bleibt für uns Menschen steinig.

PRESSESPIEGEL

13. September 2023

Luzerner Zeitung

Abschluss Lucerne Festival

Drei Orchester bekräftigen Luzerns Einzigartigkeit – und Dirigent dirigiert nicht nur, sondern kümmert sich auch um Klimakleber

Das letzte Wochenende von Lucerne Festival bringt packende Konzerte, Klimakleber und Dirigenten, die nicht nur dirigieren. Die Qualität dieser Konzerte war unterschiedlich, doch die künstlerische Gesamtbilanz des Festivals fällt sehr gut aus.

2023-09-11, Roman Kühne

Es ist erstaunlich, dass gewisse Orchester überhaupt funktionieren. Die meisten Dirigenten arbeiten heute mit klarer Zeichensprache. Ein kurzes Zwicken da, eine runde Bewegung hier. Präzise Einsätze sind Pflicht. Aber noch gibt es sie, die Orchesterleiter, die mit kreisenden Händen ganze Sinfonien leiten.

Ein Riese, der taumelt

Am Samstagabend sind es die Kreise von Christian Thielemann, die für das Publikum unverständlich bleiben. Was leider während des Konzertes im Publikum auch zu mehr oder weniger lauten Bemerkungen führt. Das ausgerechnet bei «Eine Alpensinfonie» von Richard Strauss. Ein Koloss von einem Werk. Mit zwei Kesselpauken, über 60 Streichern und so exotischen Instrumenten wie Kuhglocken, Windmaschine und Donnerblech.

Beim Konzert im KKL mit der Sächsischen Staatskapelle Dresden tanzt dieser Hüne wild vorwärts. Fett und gross. Eine Wahnsinnskraft, die in strahlenden Gipfeln und im packenden Fluss ihre Erfüllung findet. Doch es ist auch ein Koloss, der taumelt. Bei Thielemann spielt sich fast alles im Fortissimo ab. Der kammermusikalische Ansatz ist nicht sein Ding.

Viele Farben und bläserische Details verschwinden in der rollenden Masse. Unpräzise Einsätze – wegen des Dirigats? – und ein paar grössere Intonationsprobleme bei den Bläsern verstärken den zwiespältigen Eindruck, den das Orchester auch in «Der Schwanendreher» von Paul Hindemith nicht korrigiert. Doch der französische Bratschist Antoine Tamestit spielt grossartig. Seine Phrasierung und Gestaltung stellen das selten gespielte Werk in hellstes Licht. Als Zugabe stürmt er durch das verrückte «Rasendes Zeitmass» aus der 1. Sonate für Viola, ebenfalls von Hindemith.

Klare Führung, musikalisch wie gegenüber Klimaklebern

Ein eklatanter Gegensatz war der Freitagabend. Dirigent Vladimir Jurowski nimmt sich Zeit und nimmt's – vor allem – ganz genau. Oft tritt der Dirigent auf die Bühne, verbeugt sich kurz, und los geht's. Halb in den Applaus hinein. Auch im Orchester sind nicht immer alle Musiker gleich bereit. Jurowski sammelt sich und sein Bayerisches Staatsorchester, zählt gar einen ganzen Takt ein. Und dann beginnt es, dieses verträumte Vorspiel zu «Tristan und Isolde». Sinnlich und singend. Es ist ein entrückter Spaziergang im matten Waldeslicht. Die nackten Füsse auf dem verwelkten Nadelbeet.

Das Klavierkonzert in a-Moll von Robert Schumann bringt die gleiche Schattigkeit. Der Solist Yefim Bronfman sucht intime Wege in der Vielfalt dieses Virtuosenstücks. Vielleicht wäre die eine oder andere kleine Leidenschaft nötig gewesen, um die gar etwas liebliche Souveränität zu verscheuchen.

Eigentlich ist es erstaunlich, dass das Bayerische Staatsorchester bisher erst einmal, im Jahr 2016, in Luzern gastierte. Mit der gezeigten Leistung sind sie sicher in der vorderen Hälfte der Gastorchester zu finden.

Auch in der 4. Sinfonie von Bruckner bringt Jurowski sensible, farbenreiche Gestaltung. Kammermusikalische Inseln, exzellente Solisten auf Klarinette, Waldhorn oder Kesselpauke und ohrenschärfende Registermischungen schenken dem ersten Satz viele Nuancen. Ab dem dritten tritt die Musik in den Hintergrund. Zwar ignorieren der

Dirigent und die Musiker souverän den ungeplanten Auftritt zweier Klimakleber. (Beachten Sie unsere umfassende Online-Berichterstattung.) Doch die entstehende Unruhe reduziert den musikalischen Genuss empfindlich. Vladimir Jurowski beweist auch hier Führungsqualitäten. Er lässt die zwei kurz reden, sie verlassen die Bühne. Und weiter geht's. Mit einem vierten Satz, der das Publikum wenigstens teilweise noch einmal in die Musik zurückholt.

Das gibt es nur in Luzern

Am Sonntag dann der Höhepunkt dieser drei Tage. Die Dirigentin Mirga Gražinytė-Tyla und ihre Münchner Philharmoniker spielen sich in Gustav Mahlers Auferstehungssinfonie die Seele aus dem Leibe. Alles ist da. Präzision, emotionelle Tiefe, Leben, Intimität und brachiale Wucht. Es sind 90 Minuten aus einem Bogen. Ein grosser und wunderbarer Abschluss für dieses Jahr. Das Wochenende ist überhaupt das perfekte Brennglas für die Orchesterparade des ganzen Festivals. Jedes Gastensemble ist anders, und (fast) alles ist spannend. Da ist nicht selbstverständlich in der Zeit globalisierender Gleichmacherei. Und: Die Orchester wagen heute mehr. Neben den grossen Festival-Komponisten wie Mahler, Strauss oder Bruckner stehen seit ein paar Jahren auch «Exoten» wie Hindemith (Dresden), Arnold Schönberg und Max Reger (Berliner Philharmoniker), Lili Boulanger (Festival Orchestra) oder John Williams (Boston Symphony Orchestra) auf dem Programm.

Der junge Dirigent war überfordert, der alte berührte

Qualitativ gab es ebenfalls Überraschungen. Enttäuschend etwa der hoch gehandelte Nachwuchsdirigent Klaus Mäkelä. Sicher, er ist erst 27. Doch bei Spitzenpreisen von 240 Franken kann der Gast erwarten, eine 4. Sinfonie von Mahler zu hören, die der Tiefe des Werkes gerecht wird. Auf der anderen Seite findet sich etwa Andris Nelson, der die Boston Symphony zu neuen Höhen führte – ohne den typisch amerikanischen, blechlastigen Klang zu kippen.

Oder die Berliner Philharmoniker. Meisterlich in «Ein Heldenleben» (Strauss), perfekt in Präzision und Klang, wirkt vor allem ihr zweites Konzert – wie schon letztes Jahr unter Kirill Petrenko – ungewohnt steril und emotionslos. Ganz anders der 96-jährige Herbert Blomstedt. Er und sein Gewandhausorchester Leipzig spielen eine 7. Sinfonie von Anton Bruckner, die sich tief in Herz und Seele gräbt.

Aber letztlich suggerieren auch die vielen Plakate zum Festivalmoto «Paradies» überdeutlich: Wir müssen nicht Äpfel mit Birnen vergleichen. Die grosse Orchesterparade – das Rückgrat, ja die Seele dieses Festivals – ist und bleibt ein Ereignis, das sich sonst nirgends auf der Welt erleben lässt. Das gibt's nur hier.

Fast immer fortissimo: Christian Thielemann dirigiert die Sächsische Staatskapelle Dresden. Bild: zvg / Lucerne Festival (9. 9. 2023)

Absolut souverän: Dirigent Vladimir Jurowski kümmert sich um die beiden Klimakleber und kann das Konzert nach wenigen Minuten fortsetzen. Bild: Wilfried Hösl / Bayerisches Staatsorchester (8. 9. 2023)

Herbert Blomstedt dirigiert sein Gewandhausorchester Leipzig. Bild: Patrick Hürlimann / Lucerne Festival (1. 9. 2023)

PRESSESPIEGEL

13. September 2023

Kölner Stadtanzeiger

MÜNCHNER PHILHARMONIKER

Gražinytė-Tyla entfacht Magie

Münchner Philharmoniker zu Gast in Köln mit Gustav Mahlers monumentaler Auferstehungssinfonie

VON RAINER NONNENMANN

Einst Psychogramm ihrer Zeit, scheint diese Musik auch unsere Gegenwart noch zu spiegeln. Die Krisen und Hoffnungen des Fin de Siècle liegen ebenso darin wie die Konflikte und Umbrüche unserer sich transformierenden Welt und Gesellschaft. Widerstreitende Kräfte zerreißen Gustav Mahlers 1895 in Berlin uraufgeführte zweite Symphonie, deren imaginärer Held letztlich niemand anderes ist als wir selbst. Wir sind angesprochen, wenn die Altistin im vierten Satz „Urlicht" singt: „Der Mensch liegt in größter Not!"

Der düster marschierende Kopfsatz führt wahlweise zu katastrophischen Ausbrüchen oder euphorisiertem Auftrumpfen. Dazwischen verlocken Erinnerungen an gute alte Zeiten, welche die gegenwärtigen Lasten angeblich noch nicht kannten. Alternativ verheißen Blechbläserfanfaren erlösende Durchbrüche und Wendungen zum Guten. Die drei Zeithorizonte von nostalgisch verklärter Vergangenheit, gegenwärtigem Kampf und Hoffnung auf bessere Tage prägen durchweg die fünfsätzige „Auferstehungssymphonie", deren Programm nicht einseitig christologisch zu verstehen ist. Schließlich war Mahler Jude, Pantheist und intensiver Nietzsche-Leser.

Leidenschaftliche Wallungen

Der volkstümlichen Schlichtheit des Andante stehen leidenschaftliche Aufwallungen gegenüber. Das rastlose Scherzo ist ein tönendes Sinnbild leer laufender Geschäftigkeit. Als unablässig schnatterndes Perpetuum mobile kreist die Musik in einem fort um sich selbst ohne zielführenden Gedanken. Auch eskapistische Idyllen und Träumereien zieht es ins Unablässige in Wuseln und Wursteln zurück. Die Münchner Philharmoniker agierten unter Leitung von Mirga Gražinytė-Tyla anfangs zu wenig punktgenau, ähnlich fahrig wie die manisch-depressiv zwischen Auf-, Ab- und Zusammenbrüchen changierende Musik. Hier wackelten Einsätze, dort vertröpfelten Pizzikati. Der finale Sog des Werks band jedoch alle Kräfte zusammen.

Die 1986 in Vilnius geborene Dirigentin entfachte im gigantischen Schlusssatz treffsicher alle opernhaften und magischen Momente. Von außerhalb des Saals schmettern Fanfaren und Tschingderassa-Getrommel. Flöten flattern wie Totenvögel über kahlem Gräberfeld. Und der von Posaunen und Tuba erstmals rein instrumental intonierte Auferstehungschoral wird vom silberhellen Wisch eines Triangelstabs auf dem Tamtam gekrönt, als sprühe ein märchenhafter Zauberstab seine Bann brechenden Funken oder hauche ein Gott seinen lebensspendenden Atem.

Körperlos weich gelang der erste Einsatz des Philharmonischen Chors München, engelsgleich von Mezzosopranistin Okka von der Damerau überstrahlt. Dann folgte ein Pontifikalhochamt an Klang und Transzendenzverlangen. Wenn schließlich alle Sängerinnen und Sänger sich erheben, aus vollen Kehlen singen, das Tutti jubiliert, die Orgel dröhnt, Kirchenglocken schlagen und zehn (!) Hörner auf und hinter der Bühne den Schlusschoral mit emporgereckten Schalltrichtern zur siegreichen Apotheose führen, ist tosender Beifall so sicher wie das Amen in der Kirche. Nach eineinhalbstündiger Kraftanstrengung drängt alles nach Lösung. Denn alle hoffen wir auf glücklichen Ausgang, sei es als Happy End in Kino und Konzert oder dem wirklichen Leben.

Dirigentin Mirga Gražinytė-Tyla Foto: Frans Jansen

Im Ansturm von Klang

Mirga Gražinyte-Tyla dirigiert Gustav Mahlers „Auferstehungssinfonie“ in der Philharmonie

VON OLAF WEIDEN

Köln. Zu Mahlers „Auferstehungssinfonie“ rief die litauische Dirigentin Mirga Gražinytė-Tyla, ein Persönchen, wie es am Rhein heißt, bisher aufgefallen besonders durch Herzlichkeit und Können mit ihrem Birmingham Symphony Orchestra. Als Gast bei den Münchner Philharmoniker bemühte sie zur Umsetzung ihrer Vorstellung einen hochexplosiven Bewegungsapparat, einen weitgespannten Rundumschlag auf 180 Grad und ein Trommelfeuer an Akzenten: Das saß begeisternd.

Mirga Gražinytė-Tyla

Die Münchner Philharmoniker hatten ihren Philharmonischen Chor mitgebracht. Dieses Werk in Festbesetzung mit rund 200 Beteiligten eröffnete vor kurzem die neue Saison der noch ganz frischen Isarphilharmonie – der altgediente Gasteig wird bereits saniert. Nach Valery Gergievs verkürzter Chef-Zeit sind die Philharmoniker bis 2026 auf Gäste angewiesen. Danach übernimmt der israelische Pultstar Lahav Shani.

Dass die kommenden Jahre trotzdem unendlich fruchtbar und erfüllend ausfallen können, bewies die großartige Litauerin. Lief in ihrem englischen Orchester vieles wie von selbst, so benötigt sie im Gastdirigat einen energetischen Mehraufwand und einen präzisen Schlag.

Das brachte sie bereits im ersten Satz derart intensiv zum Einsatz, dass der Verdacht entstand, sie könne ihr Pulver zu früh verschießen. Während der auch als „Totenfeier“ kursierenden Eröffnung rumpelte es deshalb schön derb in Mahler-Art, Saiten wurden gegerbt und dann wieder so zart berieben, dass die Harfen dagegen wie E-Gitarren klangen.

Eine lange Pause beeindruckender Stille setzte den 2. Satz ab. Nach Pizzicato-Stubenmusik und schwindelndem Dreier erhob Okka von der Damerau im Urlicht ihren gezähmten Mezzo mit klarer Diktion, der Text siegte hier noch über die Musik. Im Finale sang der Chor zunächst im Sitzen, erst mit dem Fugeneinsatz wuchsen die Stimmgruppen zum mächtigen Chor, mit Sopranistin Talise Trevigne als Sahnehäubchen. Es herrschte Gänsehautstimmung in diesem Ansturm von Klang und überwältigender Demut. Gott selbst schlug wohl zur Auferstehung die Orgel, die Besetzungsliste führte niemanden an Tasten; ein Ende im Glück, ein Fest.

PRESSESPIEGEL

13. September 2023

Generalanzeiger Bonn

Apokalypse mit Gefühl

Mirga Gražinyte-Tyla und die Münchner Philharmoniker mit Mahlers Auferstehungssinfonie in Köln

VON BERNHARD HARTMANN

Mit den alle Grenzen sprengenden Ausmaßen seiner zweiten Sinfonie schien Gustav Mahler das Berliner Uraufführungspublikum im Jahr 1895 noch zu überfordern. Die Reaktionen des Publikums fielen eher zurückhaltend aus, die Kritiken durchweg schlecht. Doch schon bald danach nahm ihr Siegeszug Fahrt auf. Mit der „Auferstehungssinfonie" feierten nun auch die Münchner Philharmoniker und der Philharmonische Chor München unter der Leitung der litauischen Dirigentin Mirga Gražinyte-Tyla einen triumphalen Erfolg bei ihrem Gastspiel in der Kölner Philharmonie.

Die Musik bietet genügend Gelegenheit, auf pure Überwältigung zu setzen. Doch Gražinyte-Tylas Anliegen ist ein anderes. Zwar packten die tiefen Streicher in dem „Walküre"-artigen Beginn kraftvoll zu, brachten die Erschütterung, die diese von Mahler so bezeichnete „Todtenfeier" erzeugen soll, dann auch in der sehr subtil herausgearbeiteten Steigerung mit den weiteren Instrumenten klangmächtig zum Ausdruck. Im lyrischen Seitenthema aber löste sich plötzlich alle Gewalt in himmelwärts strebende Schönheit auf. Die Dirigentin behielt in dem fünfsätzigen Werk mit lebendigen, geschmeidig ausgeführten Gesten die Kontrolle selbst über die kleinsten Details, balancierte auch den Klang des Fernorchesters wunderbar aus. Das machte die Aufführung so ungemein spannend und bewegend. Die liebliche Stimmung des zweiten Satzes fing sie ebenso sinnlich ein wie die von der Pauke initiierte und den Streichern und Holzbläsern aufgenommene Rastlosigkeit des dritten.

Die litauische Dirigentin Mirga Gražinyte-Tyla in Köln. FOTO: THOMAS BRILL

Im vierten Satz, der mehr ein Orchesterlied ist, umschmeichelte der Klang der Instrumente die schöne und anrührend geführte Stimme der Mezzosopranistin Okka von der Damerau. Als dann im Finale nach den von der Dirigentin furios inszenierten apokalyptischen Exzessen plötzlich Stille herrschte und der fabelhafte Chor sich ganz leise mit den Klopstock-Worten „Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du" zu Wort meldete, wird es wohl niemanden im Saal gegeben haben, der nicht zutiefst berührt worden wäre. Auch die beiden Solistinnen – neben von der Damerau war noch die Sopranistin Talise Trevigne zu hören – berührten mit ihrem Gesang. Nach dem strahlenden Ende dann kaum enden wollender Jubel.

PRESSESPIEGEL

13. September 2023

Klassik-begeistert.de

Bei dieser Auferstehungssinfonie verzaubern vor allem die feinfühligen Details

von Daniel Janz

Mahler 2 – was haben wir in Köln doch lange darauf warten müssen! Eigentlich stand dieses einmalige Werk schon 2020 auf dem Spielplan der Kölner Philharmonie. Damals hätten Lahav Shani und das Rotterdams Philharmonisch Orkest es aufführen sollen. Dann aber machte Corona alledem einen Strich durch die Rechnung. So kommt es, dass Mahlers Werk über Tod, Auferstehung, Jüngstes Gericht und Eintritt ins Himmelreich erst heute endlich wieder in diesem Saal erklingt.

Gustav Mahlers gigantische zweite Sinfonie ist eines der bedeutendsten Werke der Spätromantik und das Werk, das ihm weltweitem Ruhm brachte. Zeitgenossen taten sich mit seiner auch als „Auferstehungssinfonie“ bekannten Komposition noch schwer und fassten sie eher negativ auf. Trotzdem trat das 1895 uraufgeführte Werk über die Zeit einen regelrechten Siegeszug an. Heute gehört sie zu den beliebtesten Mahler-Sinfonien, obwohl sie verhältnismäßig selten aufgeführt wird.

Grund für die Verschmähung dieser Ausnahmemusik kann nur die riesige Besetzung sein: Mahler verlangt ein großes Orchester mit besonders reicher Bläserbesetzung, Fernorchester, eine Schlagzeugabteilung, die selbst mit Hector Berlioz mithalten kann, zwei Solisten und großen Chor. Gemeinhin zählt dieses Werk deshalb auch neben seiner dritten und achten zu den größten Sinfonien der Musikgeschichte. Der Aufwand einer Aufführung ist jedes Mal enorm. Dafür schlägt es aber auch fast immer wie eine Bombe ein. Für die Gäste aus München ist das jedenfalls die Möglichkeit, sich heute als große Stars zu beweisen. Das gilt vor allem für die litauische Dirigentin Mirga Gražinytė-Tyla (37), die bereits im März hier in Köln mit Prokofjews zeitlosem „Romeo und Julia“ begeisterte – wenn auch nicht restlos.

Heute wird aber vom ersten Moment an geliefert. Der Einstieg in den ersten Satz versprüht Feuer; wuchtig werfen die Kontrabässe und Celli das Hauptthema in den Saal zum verlorenen Zittern der Geigen und Violen. Mahler benannte diesen Satz als „Totenfeier“ und verband ihn mit der Vorstellung, einen geliebten Toten im Sarg aufgebahrt vor Augen zu wissen. Und dieses verlorene Moment, die tiefe Trauer und Verzweiflung über den Verlust blitzt immer wieder auf. In religiös anmutenden Chorälen erinnert das – heute besonders prächtig strahlende – Blech darüber hinaus ans Versprechen vom Himmelreich, nur um anschließend in Triaden über Verderbnis, Hölle und das Jüngste Gericht zu kippen. Ein erster Satz so voller Gegensätze und Widersprüche, dass er heutzutage wohl schon als schwer vermittelbar gelten muss.

Und doch gelingt dem Orchester hier eine sehr transparente Leistung. Immer bäumt sich das Hauptthema auf, als würde es einem den Boden unter den Füßen wegziehen. Mit Paukendonnern und feurigen Fanfarenstößen – gerade auch die Trompeten versprühen richtig Feuer – klopfen die Künstler wiederholt am Vorhof der Hölle an. Dennoch – das Moment von Verderbnis und Schrecken kauft der Rezensent dieser Interpretation nicht ganz ab. Dafür fehlen dann doch zeitweise die Schärfe und letzte Konsequenz in diesen Klangeruptionen. Besonders das Becken erscheint ihm zu leise – auch wenn im Verlauf

des Abends der Verdacht aufkommt, dass dies vielleicht auch am weit seitlich gelegenen Sitzplatz des Rezensenten liegen könnte.

Fabelhaft gelingen stattdessen die von Sehnsucht getragenen Passagen über das Versprechen vom Himmelreich. Eine so pointierte und ergreifende Darbietung hat der Rezensent von diesen Stellen noch nie gehört. Ganz klar, hier beweist Mirga Gražinytė-Tyla sensibles Gespür für die Feinheit jedes Tons. Unter ihren fähigen Händen wird besonders das Englischhornsolo im ersten Satz zum Ausdruck vom Paradies. Da kann man zeitweise auch schon mal Tränen in den Augen haben!

Nach dieser ersten musikalischen Totenmesse ist der zweite Satz – ein Menuett – dramaturgisch ein Knick in der Konzeption der Sinfonie. Tatsächlich stellt er sich am heutigen Abend eher als Schwäche der Interpretation dar. Er fließt zwar gemächlich vor sich hin. Gänsehaut kommt aber erst gegen Ende auf. Möglicherweise liegt das daran, dass Gražinytė-Tyla hier ihre Musiker teilweise ohne Dirigiervorgabe gewähren lässt. Kann man so machen, heute aber offenbart das noch Luft nach oben.

Glücklicherweise kann der dritte Satz aus diesem Ruhemoment aufwecken. Mahler vertonte hier das Lied „des Antonius von Padua Fischpredigt“. Die dort geschilderte Handlung spitzte er musikalisch so zu, dass man schon von einem komischen Bruch – manche würden vielleicht sogar den Begriff „Ironie“ bemühen – sprechen kann. Lobend sollen hier vor allem die durchgehend starken Hörner erwähnt werden. Tatsächlich setzt sich vom Tummeln der Streicher und Holzbläser immer wieder das Blech in feierlicher Thematik ab – nur um im Nichts zu verebben. Wie ein Prediger, der in eine Menschenmenge hineinruft, von seinen Mitmenschen aber links liegen gelassen wird. Tatsächlich endet dieser Satz auch in einem Aufschrei von ungehörtem Ausmaß – ein Moment, bei dem es einem schon den Magen umdrehen kann. Nicht nur kompositorisch, sondern auch interpretatorisch heute ganz große Klasse!

Die letzten beiden Sätze sind wiederum diejenigen, die diese Musik in ihren eigenen Olymp erhöhen. Nicht nur greift Mahler hier auf einmal auf das gesungene Wort zurück. Auch ertönen Klänge aus der Ferne: Zunächst als Choral zum wehklagenden Urlicht-Lied, dann als Signale der sich ankündigenden Apokalypse, die immer näher rückt, bis sie sich schließlich in einer wahnsinnigen Orchesterfuge hereinbricht. Hier schmettert und stößt es endlich wie es bereits im ersten Satz hätte losstürmen dürfen, das ist richtiges Gänsehautgefühl. Schön auch, dass Mirga Gražinytė-Tyla dieser Part in einem Tempo dirigiert, das wie ein echter Weltuntergangsmarsch mitreißt, anstatt wie eine Elefantenherde vor sich hinzutrotten. So kann es richtig ergreifen!

Der Gesang ist es wiederum, der das Ganze zum Höhepunkt lenkt. Von den beiden Solistinnen bietet Okka von der Damerau den Urlicht-Satz in würdevoll getragener Sehnsucht dar. Und im verklärenden Doppelgesang mit der herrlich klar singenden Talise Trevigne leiten sie in das vom Chor geprägt Erlösungs-Finale ein. Beiden Sängerinnen darf man eine feinfühlige und insgesamt gute Leistung attestieren, auch wenn sie an ihre Grenzen kommen. Denn leider ist ihre Positionierung auf der Empore hinter dem Orchester nicht ideal. Besonders zum Ende hin schaffen sie es nur knapp, nicht gegen das Orchester unterzugehen. Warum hier nicht entschieden wurde, sie vor das Orchester zu holen, dürfte wohl eine unbeantwortete Frage bleiben.

PRESSESPIEGEL

13. September 2023

Klassik-begeistert.de

Und trotzdem erfüllt das Finale das Versprechen von himmlischer Erlösung.
Denn als nach der vom Dies Irae geprägten Weltuntergangs-Fuge der Philharmonische Chor München erst ganz leise einsetzt und sich dann bis zum himmelerschütterndem Lobgesang steigert anstatt ins Jüngste Gericht mit „Heulen und Zähneklappern“ zu kippen, ist das ein bombastisches Erlebnis. Hier findet alles zusammen – prächtiger Gesang, ein von Höhepunkt zu Höhepunkt dröhnender Orchesterapparat, Pauken- und Tamtamdonnern mit Glockenschlägen und eine kraftvoll registrierte Orgel.

Es ist kein Wunder, dass der fast ausverkaufte Saal daraufhin aus dem Häuschen ist und das Publikum geschlossen in Minuten lange Stehende Ovationen einstimmt. Klar, das ein oder andere Schreckensmoment im ersten hätte noch schärfer sein dürfen, der zweite Satz hätte etwas mehr Kontur gut vertragen, auch das Schlagwerk hätte an manchen Stellen kräftiger einstimmen dürfen. Und am Ende hätte man überlegen können, ob man die Orgel ihren kurzen Einsatz noch etwas länger auskosten lassen sollte. Aber das sind in Summe Kleinigkeiten, wenn man bedenkt, welch fabelhafte Leistung hier durch die Bank weg gebracht wurde. Selbst wenn das heute also vielleicht noch nicht die Eins Plus mit Sternchen war, es war schon sehr nah dran!

PRESSESPIEGEL

13. September 2023

Musik Heute

Münchner Philharmoniker trotz Verspätung brillant

Berlin (MH) – Mit 15 Minuten Verspätung begann das Konzert der Münchner Philharmoniker am Dienstag beim Musikfest Berlin. Verantwortlich war die Deutsche Bahn, mit der die Musiker aus Köln kommend etwa zehn Stunden gebraucht hatten, wie der Künstlerische Leiter des Festivals, Winrich Hopp, zu Beginn erklärte. Das Publikum in der Philharmonie zeigte volles Verständnis und ließ die Begrüßung mit umso herzlicherem Applaus ausfallen.

Unter der Leitung von Mirga Gražinytė-Tyla präsentierten das Orchester und der Philharmonische Chor München die Symphonie Nr. 2 von Gustav Mahler. Trotz der für alle Musiker strapaziösen Anreise gelang der Litauerin eine grandiose Aufführung der "Auferstehungssymphonie". Die 37-Jährige interpretierte das anderthalb Stunden lange Werk sehr natürlich, grundehrlich und mit klarer Gestik. Dabei ließ sie sowohl die musikalischen Themen als auch die Dynamik überzeugend ineinanderfließen. Die Piano-Stellen wurden bis zum Äußersten ausgereizt und waren trotzdem – besonders bei den Bläsern – bis zum Letzten hörbar. Einen ebensolchen Hörgenuss bildete auch der Klang der Streicher, der sich samten im Saal ausbreitete. Auch der Chor (Einstudierung: Andreas Herrmann) überzeugte. Die Sopranistin Talise Trevigne und die Altistin Okka von der Damerau boten ausgewogene Solo-Stellen, fügten sich aber gleichzeitig in den interpretatorischen Kontext mit den Instrumentalisten und Sängern ein. Am Schluss gab es begeisterten Beifall mit Ovationen im Stehen und Bravo-Rufen.

Mit dem Musikfest starten die Berliner Klangkörper – die Philharmoniker, das Deutsche Symphonie-Orchester, das Konzerthausorchester mit seiner neuen Chefdirigentin Joana Mallwitz sowie das Rundfunk-Sinfonieorchester – und internationale Orchester, Ensembles und Solisten jeweils in die neue Spielzeit. In diesem Jahr stehen bis zum 18. September mehr als 60 Kompositionen auf dem Programm. Spielstätten des Musikfests 2023 sind der Große Saal und der Kammermusiksaal der Philharmonie Berlin sowie bei einem Konzert die Gethsemanekirche.

PRESSESPIEGEL

14. September 2023

Tagesspiegel

Hör’ auf zu beben!: Mirga Gražinyte-Tyla dirigiert Mahler beim Musikfest Berlin

Verspätet eingetroffen, umso mehr gefeiert: die Münchner Philharmoniker mit Mahlers „Auferstehungs“-Symphonie zu Gast beim Musikfest Berlin.

Von Ulrich Amling

Es gibt Dinge im Leben, die man ändern kann, und solche, die man hinnehmen muss. Dass die Münchner Philharmoniker zehn Stunden in der Bahn saßen, um klimafreundlich von Köln zum Musikfest nach Berlin zu reisen, gehört eindeutig in die erste Kategorie.

Vielleicht erinnert das Warten vor den verschlossenen Saaltüren der Philharmonie das Publikum daran, sich gegen eine steinzeitliche Verkehrspolitik zu engagieren – und nicht nur müde über die Bahn zu lächeln.

Was man dagegen nicht ändern kann: Wir müssen alle sterben, egal, wie schwer oder leicht wir zuvor gelebt haben. Kann es dafür Trost geben? Gustav Mahler hat ihn leidenschaftlich gesucht in seiner 2. Symphonie („Auferstehung“) und dabei keinen Aufwand gescheut. Fernorchester, großer Chor, Solisten: Um der Sinnlosigkeit unseres Daseins den Marsch zu blasen, braucht es schon mehrere ICE-Wagen beherzter Musiker:innen.

Eine Ausnahmemusikerin geht ihren Weg

Den Münchner Philharmonikern war ihre strapaziöse Anreise anzusehen, als das Konzert kurz vor neun endlich beginnen konnte. Und doch dauert es nur einen dieser federleichten und zugleich unerhört präzisen Taktschläge von Mirga Gražinyte-Tyla, um ein musikalisches Drama aufzufächern, das bei aller Wucht bis in die feinsten Verästelungen hinein vibriert.

Die litauische Dirigentin teilt mit Joana Mallwitz das Geburtsjahr 1986 und hat bereits eine Karriere als Musikdirektorin hinter sich. Als Nachfolgerin von Simon Rattle und Andris Nelsons leitete sie das City of Birmingham Symphony Orchestra, mit drei kleinen Kindern zieht sie es vor, freiberuflich zu arbeiten.

Hier geht eine Ausnahmemusikerin ihren Weg, deren natürliche Autorität in den vergangenen Jahren weiter zugenommen hat. Gražinyte-Tyla weiß genau, was ein Orchester von ihr braucht, sie hat gelernt, wo sie lockerlassen muss. Und sie besitzt den Mut zur Klarheit: Größe zeigt sich nicht durch bedeutungsschweres Raunen, sondern dadurch, wie weit man schauen kann.

Das reicht sehr weit in den Mahler-Kosmos hinein, in dem alle Themen schon immer da waren, von den ersten bis zu den letzten Werken. Die Linearität des Lebens entpuppt sich als Illusion. Darin schimmert Trost auf, den Okka von der Dameraus strömender Mezzosopran bis hinauf in die hintersten Plätze trägt: „Dein ist, was Du gesehnt!“

PRESSESPIEGEL

13. September 2023

VAN Magazin

Alpen oder Auferstehung – Hauptsache Bumms

Zwei Münchner Orchester in Berlin: Das Konzert des einen ist herausragend, aber nur mittelprächtig besucht, das Konzert des anderen mittelprächtig, dafür herausragend ausverkauft.

von Albrecht Selge

Beim Konzert des Bayerischen Staatsorchesters, das zur Münchner Staatsoper gehört wie die Berliner Staatskapelle zur Lindenoper, gibt es vor Strauss' Alpensinfonie noch zwei weitere Werke. Außerdem einige Minuten festliches Vorgeplänkel, was gar nicht pejorativ gemeint ist. Denn wie unsere Kulturministerin Claudia Roth, die immer ein bissl wirkt, als hätte sie sich gerade eine Fanta zu viel reingesprudelt, zum fünfhundertsten Geburtstag des BSO quirlig plaudert statt staatstragend zu salbadern, macht die einleitende Feierrede entschieden vergnüglicher. Schon im Voraus schwärmt sie, die Allgäuerin, von den zu erwartenden Kuhglocken (die bei Strauss ja auch allgäuhaft irdischer tönen als in einigen Mahlersinfonien, wo sie als kurioses Jenseits-Vehikel fungieren). Das Universale, weltweit Menschenverbindende der Musik allzu wohlfeil und ausgiebig zu lobpreisen, verkneift Roth sich. Das ist angemessen angesichts der allgemeinen Abgedroschenheit dieses Topos und auch angesichts der konkreten Tatsache, dass heute ein derart musikalisches Land wie Russland seinen Nachbarn mit Krieg und Terror überzieht. Angeboten hätte es sich aber doch, einen Bogen zu dem eröffnenden Werk zu ziehen, der dritten Sinfonie White Interment der 1962 geborenen ukrainischen Komponistin Victoria Vita Polevá. Der Dirigent Vladimir Jurowski, geboren in Moskau, programmiert seit über einem Jahr immer wieder ukrainische Werke, bewusst und als klares Statement, ohne dass das auf Kosten der musikalischen Qualität ginge. Überhaupt ist Jurowski ja nicht nur künstlerisch, sondern auch menschlich und politisch einer der stabilsten, aufrechtesten Typen im weiten Rund des Klassikzirkus, wie sich auch gerade beim Festival in Luzern zeigte:

> 💛Vladimir Jurowski zum Publikum des @kklluzern: "Hört auf! Lasst sie doch reden! Bitte. Und dann spielen wir unsere Symphonie, sonst gehe ich jetzt von der Bühne." Danke für Ihre Unterstützung, Vladimir Jurowski!#ActNow #A22@PilatusToday @key_SDA_news @SRFnews @watson_news pic.twitter.com/lBe4eljtZ6
> — Renovate Switzerland (@Renovate_CH) 8. September 2023

Polevás White Interment beginnt licht und erinnert dann, mit ins Dunkle sinkendem Klang, durchaus an den Anfang der Alpensinfonie. Eine Zeitlang wirkt es wie etwas zwischen Lied von der Erde und Max Richter; aber die Hörwerte zumal im Live-Erlebnis sind eminent, starke Schwell- und Schwebklänge, von denen man sich gern tragen lässt. Im Grunde zelebriert Polevá die pure Potenz von Orchester, das ist lebens- und sinnenbejahend.

Was erst recht für Alban Bergs Violinkonzert gilt: das wahrscheinlich einzige Werk der Zwölftonmusik, bei dem ich regelmäßig flennen muss. Sofern es nicht gerade von einem oberflächlichen Lump abgefiedelt wird. Aber die Norwegerin Vilde Frang ist die unlumpischste Geigerin, die sich denken lässt: umsichtig klug und wundervoll klangzart. Ihr Ton ist innig, doch niemals schmalzig, und die volkstümlichen Anklänge auf dem

PRESSESPIEGEL

13. September 2023

VAN Magazin

dodekaphonen Tanzboden lässt sie schwingen, ohne zu biedern. Das ist von vorn bis hinten ergreifend, emotional und intellektuell, von den Gestelztheiten und der Lebensfülle des ersten Satzes bis zu Katastrophe, Verzweiflung, Bach-Trost und unerträglich schmerzvoller Erinnerung des zweiten. Nach einem solchen Werk gibt mensch keine Zugabe, was Frang ergo auch nicht tut. Kein Zweifel für mich, gerade das bedeutendste Violinkonzert des zwanzigsten Jahrhunderts gehört zu haben.

Eins, das den Riesenbumms Alpensinfonie nach der Pause glatt zur Nebensache werden lässt. Oder dann eben doch zur Zugabe, zum High-budget-B-Movie, um zurück in diese Welt zu kommen. Wobei die Alpensinfonie heute Abend sogar doppelt ins Glied zurücktritt: Denn auch die schlussendliche Orchesterzugabe, das unendlich fein gearbeitete Vorspiel zum dritten Aufzug der Meistersinger, küsst die Alpensinfonie einfach fort.

Was aber nicht heißt, dass das formale Hauptstück an diesem Abend irgendwie unfulminant bliebe. Im Gegenteil, es wird höchstens überleuchtet von der Berg- und der Wagnerkunst dieses Orchesters und seines Dirigenten. Der Straussklang des BSO aber ist gigantisch. Die Alpensinfonie mag zwar, wenn auch nicht so krass wie Also sprach Zarathustra, das Problem haben, dass sie ihren phänomenalsten Höhepunkt gleich zu Beginn verpulvert, den Sonnnenaufgang. Aber an den weiteren Etappen der Bergtour kann der Hörer sich natürlich leichter festhalten als im Zarathustra an den ausgewählten Kapiteln des beliebten Nietzsche-Schmökers. Nur ganz Intellektwillige müssen ja auch die sinfonische Alpintour unbedingt als ebenfalls nietzscheanische Gipfeltour mitdenken. Es geht auch ohne das. Man kann sich ungestraft einfach so erfreuen an Bergführer Straussens behaglicher Todesgefahr, dem Funkeln der Wasserfälle oder – für mich am spannendsten – diesem bannenden Innehalten vor dem Losbrechen des Unwetters.

Vor allem, wenn sich alles so ereignet wie in dieser Aufführung des BSO mit Vladimir Jurowski: ein Muster an Klangbalance. Sensationelle Kohärenz, homogene Stimmgruppen, exquisite Solisten. Das ist alles so frei von jeder musikalischen Ungefährheit, derart koordiniert und austariert, wie man es wirklich nur selten erleben darf.

In diesem direkten Vergleich haben es die Münchner Philharmoniker am folgenden Abend etwas ungerecht schwer, trotz Mahler. Überhaupt scheint dieses stets leicht verbeamtet wirkende Orchester unter einem hartnäckigen Unstern zu stehen. Vor Jahrzehnten gab es die unguten James-Levine-Querelen (die warnenden Grünen galten damals als Nestbeschmutzer), zuletzt Putinfreund Valery Gergiev als Chef, dem dann auch noch der Konzertmeister gen Kreml folgte. Und jetzt auch noch die Deutsche Bahn als saures Sahnehäubchen! Das Konzert beginnt mit Verspätung, weil die Fahrt von Köln nach Berlin geschlagene zehn Stunden dauerte. Dafür kann das arme Orchester nun wirklich nichts. Und übrigens nicht mal die Deutsche Bahn, denn heftige Unwetter (Alpensinfonie auch hier!) verhagelten die Fahrt mit Baumstämmen, Wasser, Gefahr. Nur am Rande sei daher bemerkt, dass die Ursache der ganzen grundsätzlichen DB-Misere ja auch in München sitzt: die fassungslos machende desaströse Bilanz einer schändlichen Unperlenkette von Verkehrs- oder besser Verkehrtministern der CSU.

Dabei sind die Münchner Philharmoniker ein solides Orchester. Nur von der perfekten Klangorganisation des BSO unter Vladimir Jurowski sind sie eben doch ein ganzes Stück entfernt. Die disziplinierte Aufführung der Zweiten von Gustav Mahler, der Auferstehungssinfonie, ist nicht unbedingt was für bekennende Mahler-Heulsusen, eher

PRESSESPIEGEL

13. September 2023

VAN Magazin

für Kopfschwärmer. Das vorausgeschickt, nimmt das präzise und elegante Dirigat von Mirga Gražinytė-Tyla durchaus ein. Den gewissen Mangel an Brillanz des Orchesters macht die meisterliche Disposition der Leiterin durchaus wett. Dabei wird es niemals unfrei kleinteilig, im Andante moderato lässt Gražinytė-Tyla das Orchester an loser Leine und mit offenem Atem spielen. Hoch anzurechnen ist ihr auch die zurückhaltende Dosierung der Lautstärken in den ersten Sätzen, ebenso die großartige Architektur im Finale, das hier berauschend gerät, aber eben nicht betäubend. Der Philharmonische Chor München hat nicht nur auf diesem Zenit einen klaren Ton, sondern bereits im eröffnenden Pianissimo, wenn seine Bässe wunderbar sanft durchvibrieren. Nur Gutes lässt sich auch über die beiden Solistinnen sagen, die Sopranistin Talise Trevigne und den Urlicht-Alt von Okka von der Damerau, einer Sängerin, bei der nicht nur alles gut klingt, sondern auch jedes Wort genau zu verstehen ist. »O glaube, mein Herz!«, singt sie, begleitet von der typischen mahlerischen Solo-Trompete, »o glaube: Es geht dir nichts verloren!« Und fast glauben wir das in diesem Moment. Aber nur fast. Möchten es glauben, wie auch Mahler es so gern wollte. Das ist dann nochmal eine andere Ebene von Bumms.

PRESSESPIEGEL

17. September 2023

Rheinische Post

Warum die Münchner Philharmoniker auf die Bahn sauer sind

Für die Strecke Köln – Berlin brauchten die Münchner Philharmoniker mit dem Zug mehr als zehn Stunden und kamen zu spät zu ihrem eigenen Konzert. In einem Brandbrief rechneten sie jetzt mit der Deutschen Bahn ab.

Von Sabine Janssen

Das Konzert beim Musikfest Berlin war grandios, die Münchner Philharmoniker unter Leitung der Dirigentin Mirga Gražinytė-Tyla spielten die Symphonie Nr. 2 von Gustav Mahler so ausgeruht und virtuos, als hätten sie vorher einen entspannten Tag an der Spree verbracht. Indes: Es war anders. Die Münchner kamen mit Pauken und Trompeten zu spät in der Berliner Philharmonie an. Sie waren mit der Bahn angereist.

Rund viereinhalb Stunden würde ein ICE von Köln nach Berlin eigentlich brauchen. Am Dienstag vergangener Woche dauerte es wohl etwa zehn Stunden. Das Konzert fing schlussendlich mit einer Viertelstunde Verspätung an. Eine Radioübertragung aus dem Saal der Berliner Philharmonie habe deswegen ausfallen müssen, schreiben die Münchner Philharmoniker, die ihrem Ärger unter anderem in einem Brief auf Facebook Luft machten.

„… nach drei (!) ausgefallenen ICE und keinerlei Information wie, wann und ob wir überhaupt weiterkommen, rollten wir drei Stunden später schließlich doch noch los“, heißt es in dem Brief. Nicht wenigen Zugreisenden kam dies wohl bekannt vor. Im Netz hagelte es Zustimmung und Mitgefühl für die Philharmoniker und Häme für die Deutsche Bahn.

Möglicherweise wäre die Aufruhr danach wie das Konzert verklungen. Aber die DB legte wohlmeinend nach. „Leider war an dem Tag der Zugverkehr aufgrund einer Unwetterfront stark beeinträchtigt, und deshalb kam es leider zu vielen Zugausfällen und –umleitungen“, schrieb die Socialmedia-Abteilung der Deutschen Bahn in einem öffentlichen Entschuldigungsschreiben. Die Münchner Philharmoniker verstehen sich auf Kontrapunkte und antworteten: „Vielen Dank dafür – dann steht wohl Aussage gegen Aussage. Als Grund habt ihr uns bisher Reparaturen am Zug angegeben – wollt Ihr Euch da vielleicht noch einmal intern abstimmen?“

In Sachen Pünktlichkeit im Fernreiseverkehr verpasst die Deutsche Bahn aktuell die selbst gesetzten Ziele. Für das laufende Jahr hatte sich der Staatskonzern eine Pünktlichkeitsquote von mehr als 70 Prozent vorgenommen. In den ersten sechs Monaten sprach der bundeseigene Konzern in der wirtschaftlichen Bilanz lediglich von 68,6 Prozent der ICE- und IC-Züge, die rechtzeitig ankamen. Auf der Homepage der DB ist derzeit für August sogar nur von 63,4 Prozent die Rede. Grund: die hohe Bautätigkeit im Netz.

PRESSESPIEGEL

17. September 2023

Berliner Morgenpost

Bahn verprellt Philharmoniker – „Was ist bloß los mit euch?“

Die Münchner Philharmoniker wollten per Bahn nach Berlin reisen – und wurden schwer enttäuscht. Jetzt rechnet das Orchester ab

Es ist ein Brandbrief, der die Deutsche Bahn mitten ins Herz trifft – und der so manchem Zugreisenden in Deutschland aus der Seele sprechen dürfte: Die Münchner Philharmoniker rechnen bei Facebook mit dem Konzern ab, beschweren sich dabei aber nicht nur über einen ausgefallenen Zug. Das Ensemble unter Leitung von Dirigentin Mirga Gražinytė-Tyla wird in seiner Attacke grundsätzlich. Es geht um enttäuschte Liebe und gebrochenes Vertrauen. Das resignierte Fazit der Münchner Philharmoniker: "Wir können nicht mehr".

Was aber hat das Orchester dermaßen auf die Palme gebracht? Die Philharmoniker waren zuletzt auf Tournee – per Zug. "Nachhaltigkeit ist wichtig für uns, wir wollen unsere Reisen so klimafreundlich wie möglich gestalten", heißt es dazu in dem Facebook-Post. Die Konzertreise sollte nach Luzern, Köln und Berlin führen. Auf dem Programm: Mahlers Symphonie Nr. 2 c-Moll "Auferstehung". Insgesamt 200 Personen waren unterwegs.

Am Kölner Hauptbahnhof kam es dann am vergangenen Mittwochvormittag zu Verzögerungen. Drei ICE seien ausgefallen, Informationen über die Weiterreise habe es aber keine gegeben. Drei Stunden später als geplant sei die Truppe dann losgefahren und nach weiteren Verzögerungen mit insgesamt viereinhalb Stunden Verspätung in Berlin angekommen. Das Gastspiel in der Berliner Philharmonie begann laut Facebook-Post 25 Minuten später als geplant, eine Radioübertragung habe ausfallen müssen.

Deutsche Bahn: Münchner Philharmoniker in Wutrede – "Ihr fallt uns in den Rücken"

Der Pannenbericht ist aber gewissermaßen nur die Ouvertüre der Philharmoniker. Es folgt ein emotionaler Abgesang: "Liebe Deutsche Bahn Personenverkehr, und ja, fühlt Euch genauso angesprochen, liebe Verkehrspolitik: Wir möchten unser Klima unbedingt schützen! Zu gern haben wir dabei auf Euch gesetzt, Euch vertraut. Wir haben Euch trotz wiederholter negativer Erfahrungen verteidigt und in Schutz genommen, immer wieder. Doch ihr fallt uns in den Rücken, ihr lasst uns im Stich. Wir können uns nicht auf Euch verlassen."

Der Facebook-Post, der am Freitag veröffentlicht wurde, sammelte Tausende Likes und etliche Kommentare. Auch die Deutsche Bahn selbst reagierte. In einer Antwort verweist der Konzern auf eine Unwetterfront, die am Mittwoch über Nordrhein-Westfalen hinwegzog und den Zugverkehr durcheinanderwirbelte. Alles andere als plausibel, wie die Münchner Philharmoniker in der Folge anmerken. Denn zuvor seien "Reparaturen am Zug" als Grund für die Verspätung angegeben worden.

In Mahlers "Auferstehung", dem beinahe verhinderten Programm der Münchner Philharmoniker, heißt es im Finale: "O glaube, mein Herz, o glaube". Und so schwingt noch ein Fünkchen Hoffnung auf Änderung mit, wenn das Orchester am Schluss des Brandbriefs fragt: "Wann wacht ihr endlich auf?" (bee)

PRESSESPIEGEL

17. September 2023

Welt

Über vier Stunden Verspätung – Wenn ein Orchester einmal versucht, klimafreundlich zu reisen

Von Manuel Brug

Die Münchner Philharmoniker wollten alles richtig machen und mit der Bahn auf Tournee gehen. Schon die Fahrt nach Berlin ging gründlich schief. Sie kamen zu spät, die Radioübertragung fiel aus – nun machen die Musiker öffentlich, womit sich die DB inzwischen noch schwerer tut als mit dem Fahrplan.

„Liebe @DBBahn“: Nicht jede der allfälligen, täglichen DB-Beschwerde-Mitteilungen bei X (vormals Twitter) heben so freundlich an. Diesmal sind es die Münchner Philharmoniker, die hier sehr konziliant ihrem Verspätungsunmut Luft machen.

An einem Septemberdienstag wollten sie im Rahmen ihrer Spielzeitauftakttournee ganz klimafreundlich mit dem Zug von Köln zum Musikfest Berlin fahren. Kein Problem, sollte man meinen, ständig abgehende Verbindungen, etwa 4,5 Stunden Fahrt. Das sollte doch selbst mit der längst betriebsüblichen Verspätung zu bewältigen sein, für die man selbstverständlich einen Puffer einkalkuliert hatte.

Sollte, könnte, müsste. Bei der Bahn ist eben längst alles anders. Auch die Fahrt verlief für die 200 Mitwirkenden (man gastierte mit Mahlers monumentaler 2. Sinfonie) anders als geplant. Statt in Köln um 9.30 Uhr zu starten, ging es wegen drei (in Zahlen: 3) ausgefallener ICE und keinerlei Informationen erst drei Stunden später los, die Verspätungen nach Berlin summierten sich insgesamt auf 4,5 Stunden.

Zehn Stunden war man unterwegs, eine Entschuldigung vom Verursacher gab es erst am Freitag, am zweiten Tag nach Bekanntwerden der Malaise. Und nachdem am Dienstag erst laut DN-Navigator „Reparaturen am Zug“ Schuld waren, lag es am Freitag dann an einer „Unwetterfront“. Das Berliner Konzert musste mit 25 Minuten Verspätung starten, von der geplanten Radioübertragung sah man ab. Als dann unter Mirga Gražinytė-Tyla endlich der letzte Klopstock-Vers „Zu Gott wird es dich getragen“ gesungen war, da hatte man die Mahlersche „Auferstehungssinfonie“ zwar irgendwie erschöpft und doch noch glorios bewältigt, aber die Deutsche Bahn, die hatten wohl sämtliche Mitwirkende (und nicht nur die) mal wieder zum Teufel gejagt.

„Wir haben Euch trotz wiederholter negativer Erfahrungen verteidigt und in Schutz genommen, immer wieder. Doch Ihr fallt uns in den Rücken, lasst uns im Stich. Wir können uns nicht auf Euch verlassen. Wir können nicht mehr. Wann wacht ihr endlich auf?“, haben die Münchner daraufhin gepostet. Keine Antwort. Es scheint, der Bahn ist inzwischen selbst das letzte Bisschen Kommunikationsfähigkeit im täglichen Dauerchaos abhandengekommen. Die Lufthansa wird sich freuen. Aber eigentlich ist auch die kein Stück besser.

Telefon: (089) 53 06-424
bayern@merkur.de

Zug-Evakuierung mitten im Wiesn-Rummel

Ein defekter Regionalzug hat am Samstagabend nicht nur zahlreiche Oktoberfest-Besucher ausgebremst, sondern auch rund 250 Fußballfans. Die Stimmung wurde aggressiv. Als Menschen über die Gleise liefen, musste die Polizei einschreiten.

VON ANDREA STINGLWAGNER

Nichts ging mehr an der S-Bahn-Station Hackerbrücke am Samstagabend – ausgerechnet am ersten Wiesn-Tag. Der Grund: ein technischer Defekt an einem Regional-Express. FOTO: BUNDESPOLIZEI

München – Welch ein Albtraum – für die Passagiere, aber auch für die Zugbegleiter. Am Samstagabend ist in München im Bereich des Wiesn-Bahnhofs Hackerbrücke ein kaputter Zug auf freier Strecke liegen geblieben. Der Regional-Express mit 300 Reisenden wurde evakuiert. Infolgedessen lag auch der Bahn- und S-Bahn-Verkehr am Hauptbahnhof über eine halbe Stunde lang brach – zahlreiche Wiesn-Besucher mussten warten.

Wie die Bundespolizei gestern mitteilte, war der RE1 Nürnberg–München gegen 21.35 Uhr nahe der S-Bahnhaltestelle Hackerbrücke zum Stehen gekommen. Grund: ein technischer Defekt an der Lokomotive. „Der Defekt konnte vor Ort nicht behoben werden und die Bahn nicht weiterfahren", so die Bundespolizei. Im Zug: rund 250 Fußballfans des TSV 1860, die auf dem Heimweg vom Auswärtsspiel in Ingolstadt waren. Nichts ging mehr – und bald wurde die Stimmung im Zug immer aggressiver. Das Bahnpersonal sah keinen anderen Weg, als den Zug zu evakuieren. Doch bevor das ordnungsgemäß ablaufen konnte, wurden bereits die Türen geöffnet – viele Reisende verließen den Zug und waren plötzlich auf den Schienen unterwegs. Die Polizei musste einschreiten.

„Unverzüglich zugeführte Einsatzkräfte von Bundespolizei und Deutsche Bahn Sicherheit halfen Fahrgästen aus dem Gefahrenbereich", so ein Sprecher. Sie brachten die herumirrenden Menschen über den nahen Bahnsteig der Hackerbrücke in Sicherheit und begleiteten sie zum Hauptbahnhof. Im Anschluss überflog ein Helikopter der Bundespolizei-Fliegerstaffel in Oberschleißheim noch mehrmals den Ein- und Ausfahrbereich des Hauptbahnhofs, um sicherzugehen, dass sich niemand mehr im Gleisbereich befand. Die ganze Aktion beeinträchtigte den gesamten Bahn-Verkehr und damit natürlich auch viele Wiesn-Besucher auf dem Heimweg. „Zwischen 21.40 und 22.15 Uhr war der gesamte Ein- und Ausfahrbereich des Hauptbahnhofes sowie die S-Bahn-Stammstrecke gesperrt", meldet die Bundespolizei.

Durch Schaulustige kam es zu weiteren Behinderungen im Verkehr. Denn die Evakuierung konnte direkt von der Hackerbrücke aus beobachtet werden. Viele Passanten filmten die Geschehnisse mit ihren Smartphones. Die Ursache des Defekts ist noch unbekannt.

Die Bahn-Odyssee der Münchner Philharmoniker

Eigentlich hätte es eine tolle Konzert-Tournee werden sollen: **Luzern, Köln, Berlin** mit großer Orchester- und Chor-Besetzung für Mahlers 2. Symphonie. Eigentlich. Denn die Münchner Philharmoniker erlebten eine Bahn-Odyssee. Für die **Tournee** waren sie mit über 200 Personen unterwegs. „Drei Orte, drei Bahnfahrten, keine lief wie geplant", erzählte gestern Christian Beuke, der Managementdirektor der Philharmoniker. Die **ersten Zwischenfälle** seien noch relativ gut zu bewältigen gewesen, in Luzern und Köln wurde wie geplant konzertiert. Dann aber: Chaos am **Kölner Hauptbahnhof**. Der erste ICE fällt aus, die Gruppe, eigentlich auf zwei ICEs verteilt, drängt sich in einen Zug. „Dann passierte erst einmal eine Stunde lang gar nichts." Plötzlich heißt es, alle Passagiere müssen von Gleis 2 auf Gleis 6 umsteigen. Auch der dritte ICE fällt aus. Die Musiker kommen **viereinhalb Stunden verspätet** in Berlin an. Eine Radio-Aufnahme entfällt, das Konzert beginnt 25 Minuten zu spät. Als das Orchester die **Frust-Geschichte** auf Facebook veröffentlicht, entschuldigt sich die Bahn – und schiebt alles auf eine **„Unwetterfront"**. Diese habe nur einen Teil der Reise beeinträchtigt, sagt Beuke. „Eigentlich möchten wir so klimafreundich wie möglich reisen." Nun fürchten die Musiker, künftig umplanen zu müssen. An die Bahn gerichtet: „Wir können uns nicht auf euch verlassen. Wir können nicht mehr!" ast